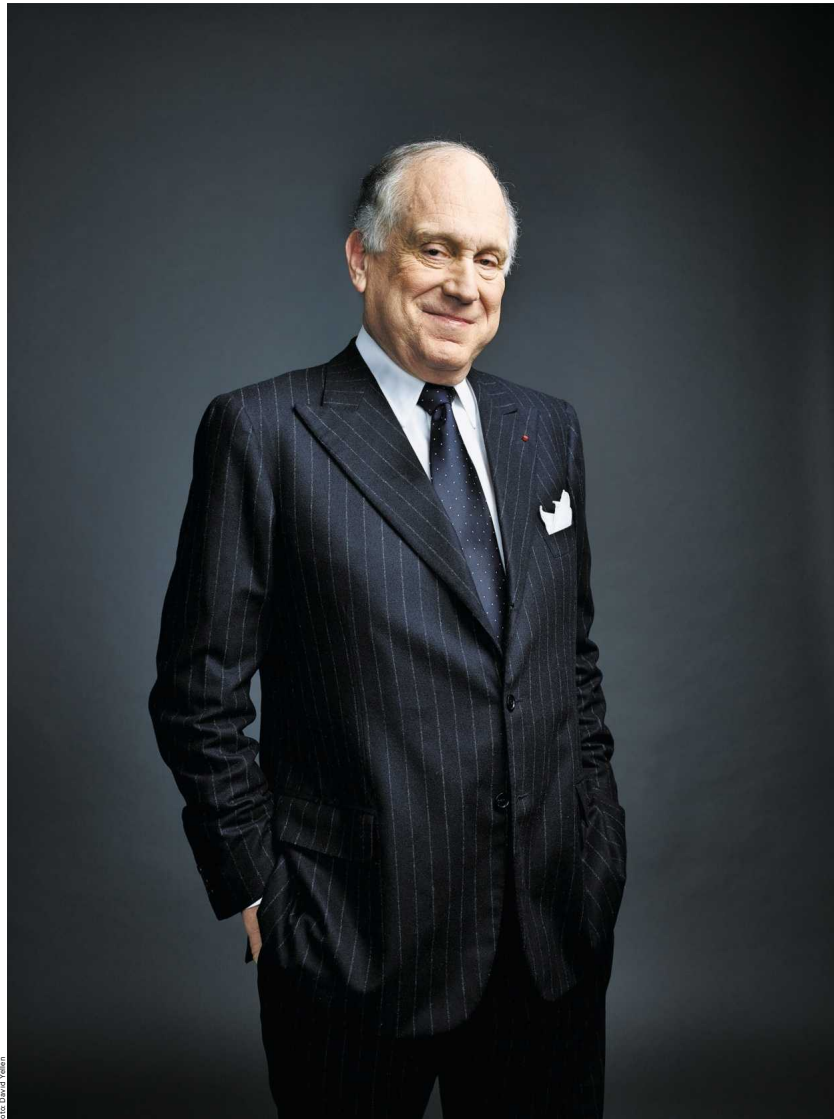


»Der Hass kann jeden treffen«

Als Präsident des Jüdischen Weltkongresses kämpft Ronald S. Lauder gegen den wachsenden Antisemitismus an – mit überraschenden Methoden



»Bildung schützt nicht vor Vorurteilen«, sagt Lauder

Zur Person

Ronald S. Lauder, 75, ist einer der Erben des **Kosmetikkonzerns Estée Lauder**. Er arbeitete im **US-Verteidigungsministerium** und war **US-Botschafter** in Wien. Seit 13 Jahren ist er Präsident des Jüdischen Weltkongresses. Nun hat Lauder angekündigt, mit **25 Millionen US-Dollar** seines Privatvermögens das **Antisemitism Accountability Project** zu gründen, das antisemitische Äußerungen von Politikern aufdecken und anprangern soll.

Antisemitismus nimmt zu

Eine Studie des Jüdischen Weltkongresses zeigte vergangenes Jahr, wie **weit verbreitet antisemitische Vorurteile** in Deutschland sind. Rund ein Viertel der Befragten gab an, **Juden besäßen zu viel Macht** in der Weltpolitik, der Wirtschaft und auf den Finanzmärkten. Der Aussage, Juden sprächen »zu oft über den Holocaust«, stimmten 41 Prozent der Befragten zu. Zwölf Prozent stimmten der Aussage zu, **Juden seien für die meisten Kriege verantwortlich**.

DIE ZEIT: Herr Lauder, Sie sind Unternehmer und Kunstsammler und gehören dem Stiftungsrat des Museum of Modern Art in New York an. Darüber hinaus sind Sie Präsident des Jüdischen Weltkongresses. Warum tun Sie sich dieses Amt auch noch an?

Ronald S. Lauder: Weil wir Juden eine Organisation brauchen, die unsere Interessen weltweit vertritt. Wir müssen geschlossen auftreten gegen die verschiedenen Arten von Judenfeindschaft, aber auch gegen den Vorwurf, zu mächtig, zu reich, zu beherrschend zu sein. Auf meinen Reisen höre ich immer wieder, die Juden hätten zu viel Macht. Das ist ein antisemitisches Klischee par excellence.

ZEIT: Wie bekämpft man ein Ressentiment, wie machen Sie das konkret?

Lauder: Vor allem durch Diplomatie. Seit ich Präsident des Jüdischen Weltkongresses bin, habe ich über fünfzig Länder besucht und fast all ihre Staatsoberhäupter kennengelernt. Wenn es nottut, kann ich zum Telefonhörer greifen und sie anrufen. Der Jüdische Weltkongress will vor allem Dialog ermöglichen. Das ist noch wichtiger geworden angesichts der Vorurteile der jüngsten Zeit.

ZEIT: Eine sehr höfliche Umschreibung der Tatsache, dass antisemitische Gewalt weltweit zunimmt. In New York, wo Sie leben, gab es zum Jahreswechsel eine Messerattacke auf fünf Juden im Haus eines Rabbiners. Kurz zuvor waren in einem koscheren Supermarkt in New Jersey vier Juden erschossen worden. Auch in Deutschland verübte ein Rechtsextremist jüngst einen bewaffneten Anschlag auf eine Synagoge. Unternehmen die Behörden zu wenig gegen Antisemitismus?

Lauder: Ja, der Kampf gegen Antisemitismus muss entschlossener geführt werden. Der Hass fängt ja im Kleinen an. Wenn Leute antisemitische Beleidigungen in sozialen Medien posten und damit durchkommen, denken sie: Das war offenbar in Ordnung. Die Duldsamkeit staatlicher Behörden setzt eine Abwärtsspirale in Gang, die ich immer wieder beobachtet habe: Zuerst gibt es antisemitische Schmierereien, dann Drohungen gegen Juden, dann Aufschüchtlung der Massen und letztlich Gewalt.

ZEIT: Wie schaffen Sie es denn überhaupt, bei Politikern mit Ihrem Thema durchzudringen – und sich mit ihnen bestenfalls auch noch auf konkrete Schritte zu einigen?

Lauder: Ich verfüge über ziemlich gute diplomatische Fähigkeiten. Meine Gesprächspartner mögen mir zwar nicht zustimmen, aber zumindest habe ich die Gelegenheit, mich zu erklären. Das Erste, was ich tue, ist, zu fragen: Was denken Sie über dieses oder jenes? Was können wir tun, um das Problem zu lösen? Ich stelle Fragen, mit dem Ergebnis, dass die Leute reden. Das Fragen macht den Unterschied. Wer das versteht, kann eine Menge bewirken.

ZEIT: Antisemitismus gibt es seit Jahrhunderten, aber bis heute scheinen die strengsten Gesetze den Hass nicht unter Kontrolle zu bekommen. Woran liegt das?

Lauder: Man kann Gedanken nicht verbieten, auch wenn sie verroht und falsch sind. Harte Gesetze können eine gute Erziehung nicht ersetzen. Daher sollten wir dort ansetzen, wo das antisemitische Denken beginnt, nämlich in der Familie: Die Kinder lernen es, indem sie ihren Eltern zuhören. Antisemitismus ist die vielleicht älteste Form des Fremdenhasses. Um Juden zu hassen, muss man keine kennen.

ZEIT: Warum braucht das Judentum eine diplomatische Lobby wie den Jüdischen Weltkongress, wenn es doch den Staat Israel gibt?

Lauder: Weil der Antisemitismus sich heute aus antisemitischen und antijüdischen Einstellungen speist. Dies beides wird oft verquickt.

ZEIT: Von welchen antisemitischen Gruppen geht die größte Gefahr aus?

Lauder: Das Gefährliche sind nicht einzelne Gruppen, sondern der Mainstream. Antisemitismus wird von Rechten und Linken ebenso gepflegt wie in der Mitte der demokratischen Gesellschaften. Zudem gibt es natürlich auch Länder, deren Regierungen Antisemitismus propagieren.

ZEIT: Sie spielen wahrscheinlich auf den Iran an.

Lauder: Das Land ist nicht nur ein staatlicher Sponsor des Terrorismus, sondern hat das erklärte Ziel, Israel von der Landkarte zu löschen. Um das zu verhindern, brauchen wir Juden die Unterstützung jedes demokratischen Politikers, den wir überzeugen können. Und machen wir uns nichts vor: Der Hass, der vom iranischen Regime ausgeht, kann jeden treffen, Juden und Nichtjuden gleichermaßen.

ZEIT: Nachdem der iranische General Kassem Soleimani von einer US-Drohne getötet wurde, beklagten viele deutsche Kommentatoren, die Eskalation sei unnötig gewesen. Halten Sie die Tötung für gerechtfertigt?

Lauder: Dieser Mann war ein Terrorist. Man musste ihn fürchten, nicht nur wegen der Verbrechen, die er bereits begangen hatte, sondern auch wegen derer, die er plante. Er war direkt verantwortlich für den Tod von Tausenden, und er stand im Begriff, noch mehr Macht zu erlangen. Das US-Militär hat die Chance genutzt, die Welt von einem Mörder zu befreien. Das geht für mich in Ordnung.

ZEIT: Wann haben Sie selber gelernt, die Argumente von Antisemiten zu kontern, und wer war in all den Jahren Ihr härtester Gegner?

Lauder: Eigentlich lernt man so etwas nicht, man durchlebt es. Meine härteste Zeit war, als Kurt Waldheim österreichischer Bundespräsident war, der während der NS-Zeit Offizier der Wehrmacht gewesen war. Sein Mantra: Ich trage keine Schuld daran, dass dein Vater, deine Brüder, deine Onkel tot sind. Damals war ich US-Botschafter in Österreich und musste die Position der Vereinigten Staaten ebenso wie die des jüdischen Volkes vertreten. Zum Glück hatten wir da Ronald Reagan als Präsidenten, der beides verstand.

ZEIT: Sie standen dem Präsidenten nahe, sind selbst Republikaner. 1987 gründeten Sie eine Stiftung zur Wiederbelebung jüdischen Lebens, insbesondere in

Osteuropa. Dazu unterstützen Sie seit Langem den Erhalt der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau.

Lauder: Wenn ich auf den Jahrestag der Befreiung von Auschwitz schaue, dann bin ich stolz, dass wir diesen Gedenkort erhalten konnten. Wie sonst sollen künftige Generationen eine Vorstellung von dem Grauen bekommen, das so viele Juden durchlitten haben? Ohne Denkmal kein Gedenken. Stolz bin ich auch auf das jüdische Leben, das wir an den Orten der Auslöschung wieder zum Blühen bringen konnten: in Polen, Ungarn, Deutschland und Österreich. Anders als manche Antisemiten behaupten, sind wir Juden zukunftsorientiert. Nach der Schoah haben wir nicht nur den Staat Israel gegründet, sondern überall in Europa neue Schulen und Synagogen errichtet.

ZEIT: Um zu erreichen, was Sie erreicht haben, muss man ehrgeizig und neugierig sein. Wann begannen Sie sich für Politik zu interessieren?

Lauder: Es gibt da eine Geschichte aus meiner Kindheit. Als ich zwölf Jahre alt war, klingelte es an der Tür, mein Vater öffnete und fragte: Wer sind Sie? Der Mann sagte: Ich bin der Französischlehrer Ihres Sohnes. Da kam mein Vater zu mir und fragte, was los sei. Ich musste zugeben, dass ich den Französischlehrer eingestellt hatte. Dazu auch einen Deutschlehrer. Ich lernte also montags, mittwochs, freitags Französisch, dienstags und donnerstags Deutsch und sonntags Hebräisch für meine Bar-Mizwa. Zu dieser Zeit begann ich auch Kunst zu kaufen und mir politische Debatten anzuhören. Ich wollte die Menschen verstehen lernen.

ZEIT: Sie waren als Jugendlicher selbst in Deutschland, wurden Sie angefeindet?

Lauder: Nein, ich habe niemandem gesagt, dass ich Jude bin. Ich war damals 15 Jahre alt und verbrachte einige Zeit in Bad Reichenhall in Bayern. Natürlich wollte ich wissen, was die Deutschen über die Schoah denken. Ich erinnere mich noch genau, wie wir als Schulklassen nach Dachau fuhren, in das ehemalige KZ. Meine Mitschüler sprachen über den Holocaust, als liege der ähnlich weit zurück wie die Kreuzigungen von Christen durch die Römer.

ZEIT: In Deutschland wurden in den letzten Jahren Stimmen laut, es gebe ein übermäßiges Gedenken an den Holocaust. Damit müsse allmählich Schluss sein.

Lauder: Von den Fünfzigerjahren bis Anfang der Achtziger war der Antisemitismus in Deutschland kaum sichtbar, weil niemand mit den Nazis in Verbindung gebracht werden wollte. Jetzt, drei Generationen nach dem Krieg, scheint der Holocaust in weiter Ferne zu liegen. Ich glaube, man kann die Verbrechen der Nazis nur bewusst machen durch die Erzählungen von Überlebenden und durch Filme. Schüler sollten sie sehen, um zu begreifen, wohin Antisemitismus führen kann.

ZEIT: Manche sagen, die Juden redeten zu viel über die Schoah und sollten die Vergangenheit hinter sich lassen.

Lauder: Sechs Millionen Juden wurden ermordet, und da haben wir nicht das Recht, darüber zu reden? Die Überlebenden haben alles verloren, ihre gesamte Familie, ihre Bleibe, ihren Besitz. Worum sollten sie stattdessen reden? Über den Preis einer Tasse Tee?

ZEIT: Glauben Sie, dass Judenfeindschaft aus einem Mangel an Bildung entsteht?

Lauder: Nein, eine solche Erklärung greift zu kurz. Eine repräsentative Umfrage des Jüdischen Weltkongresses ergab, dass 27 Prozent der in Deutschland Befragten antisemitische Gedanken hegen. In der Gruppe der Hochschulabsolventen mit einem Jahreseinkommen über 100.000 Euro waren es 18 Prozent. Bildung schützt nicht vor Vorurteilen.

ZEIT: Warum gibt es so viele negative Stereotype über Juden, obwohl nichts leichter wäre, als ihren großen Beitrag zu Kunst und Kultur, Wissenschaft und Wohlstand zu würdigen?

Lauder: Ein Staatsmann sagte mir einst, Juden seien viel zu schlau. Hinter solchen Zuschreibungen steckt oft Neid. Heute wird die Globalisierung gern als jüdisch kritisiert. Warum? Weil die Menschen einen Sündenbock brauchen für das, was ihnen Angst macht und missfällt.

ZEIT: In der Vergangenheit waren Christen und ihre Kirchen sehr jüdenfeindlich. Dennoch haben Sie 2014 als eine der ersten namhaften Stimmen die Christenverfolgung durch den »Islamischen Staat« angeprangert. In einem großen Essay für die *New York Times* beklagten Sie das Schweigen der Politiker und der Kirchen im Westen. Warum?

Lauder: Weil niemand die Christen gegen die beispiellosen Angriffe verteidigte, denen sie im Nahen Osten ausgesetzt waren und sind. Christen werden in Ägypten, in Syrien, im Irak wegen ihres Glaubens verfolgt und getötet. Kaum einer spricht darüber. Es ist eine Schande.

ZEIT: Auch Papst Franziskus meidet das Thema. Können Sie sich seine Haltung erklären?

Lauder: Ich respektiere Papst Franziskus sehr. Er ist ein wunderbarer Mensch und ein Mann von großem Format. Wir haben bei mehreren Begegnungen über die verfolgten Christen gesprochen. Papst Franziskus scheut sich nicht, Fanatiker zu kritisieren, aber er muss seine Worte sehr genau abwägen, um niemanden zu gefährden. Zum Antisemitismus des Christentums sagte er: Den dürfe es eigentlich nicht geben, denn die Kirche sei aus dem jüdischen Volk hervorgegangen, und wir alle seien ein Volk. Ich hätte fast gesagt: Schade, dass Sie nicht früher da waren, als wir Sie brauchten.

ZEIT: Sie beschäftigen sich seit Jahrzehnten mit Judenfeindschaft, das Thema begleitet Sie Ihr Leben lang. Wie gehen Sie persönlich mit dem immerwährenden Hass um? Macht er Sie eher wütend oder eher traurig?
Lauder: Ich habe gelernt, die Trauer in Wut, die Wut in Reflexion und die Reflexion in Aktion zu verwandeln. Wut und Trauer sind ein guter Ausgangspunkt, vorausgesetzt, man verharnt nicht darin. Ich bin grundsätzlich ein Optimist. Ich bin der tiefen Überzeugung: Wir können diese Welt nicht besser machen, wenn wir nicht daran glauben, dass es gelingen kann.

Die Fragen stellte **Louis Lewitan**